



Die Krise der Mütter



Text: DAVID SELBACH

»Mütter sind am Anschlag« und »Rolle rückwärts in die 50er«. Für die Medien scheint ausgemacht, dass die Corona-Krise besonders Frauen getroffen hat. Wir stellen drei Wissenschaftlerinnen vor, die zu dem Thema forschen.

Der Zusammenhang ist naheliegend: Schulkinder waren im Lockdown mit einem Mal den ganzen Tag zu Hause. Erwerbstätige Mütter trugen die Hauptlast, zeigte eine Studie des wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Instituts der Hans-Böckler-Stiftung (WSI) schon im April 2020. Auch hoch qualifizierte Frauen waren von der Doppelbelastung betroffen. Der Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs aus dem Jahr 2021 zeigt: Ohnehin sind nur etwa

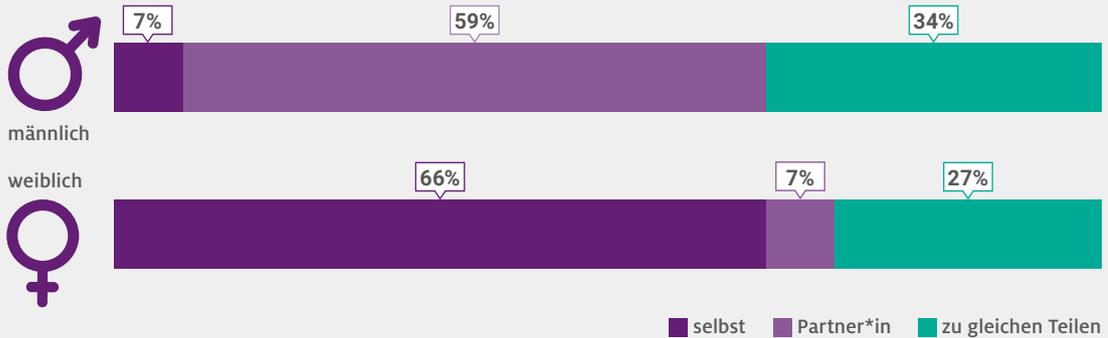
ein Drittel der Forschenden Frauen, auf Professur-Ebene ein Viertel. Während Forschende insgesamt seltener eine Familie gründen als gleichaltrige Hochschulabsolventinnen und -absolventen, haben Männer sowohl in der Promotions- als auch der Post-doc-Phase häufiger Kinder als ihre Kolleginnen.

Gesche Brandt, Deutsches Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung, erklärt gegenüber der FAZ, dass die Strukturen des wissenschaftlichen Be-



Selbst geschätzter Beitrag zur Kinderbetreuung

Wer übernimmt den größten Teil in der Kinderbetreuung? Eine Umfrage im Jahr 2021 ergab: Meistens die Mütter – und die Väter scheinen ihren Beitrag zur Gleichstellung zu überschätzen.

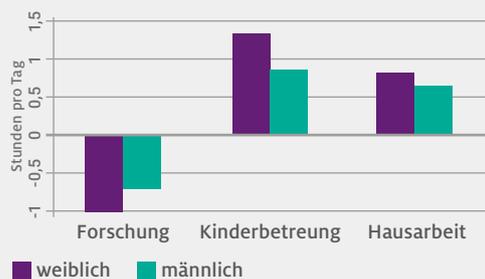


Quelle: Erwerbspersonenbefragung der Hans-Böckler-Stiftung, 2021



Von der Wissenschaftlerin zur Hausfrau?

Für Wissenschaftlerinnen war die Pandemie ein Rückschritt. Sie gaben an, deutlich mehr Zeit in die Kinderbetreuung und Hausarbeit gesteckt zu haben als vorher.

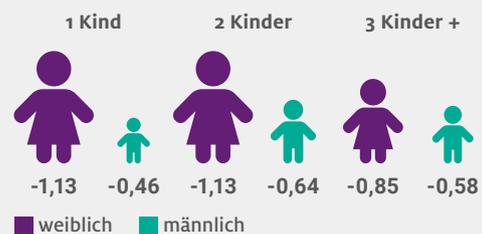


Quelle: NBER Working Paper Series No. 28360, 2021



Weniger Zeit für Forschung

Die Doppelbelastung aus Homeoffice und Kinderbetreuung hat Wissenschaftlerinnen mit Kindern in der Pandemie deutlich stärker getroffen als ihre männlichen Kollegen. So viele Stunden haben Mütter und Väter pro Tag weniger für Forschung aufgewendet:



Quelle: NBER Working Paper Series No. 28360, 2021

triebs es Müttern besonders schwer machen. Befristete Arbeitsverträge, hoher Konkurrenzdruck, das Idealbild des Forschers, der alles für seine Mission opfert. »Ich beobachte oft, dass Kolleginnen von mir alles daransetzen, bloß nicht in die Mutterrolle gesteckt zu werden.« Es war wohl auch diese Gemengelage, die Wissenschaftlerinnen unter die Räder kommen ließ: Mütter haben im März und April 2020 weniger Beiträge zur Veröffentlichung in internationalen wissenschaftlichen Fachzeitschriften

eingereicht als zuvor – Männer bis zu 25 Prozent mehr, hat die Friedrich-Ebert-Stiftung gezählt. Forschende stellten auch fest: Wissenschaftlerinnen mit Kindern haben nicht nur den Löwenanteil der körperlichen Carearbeit übernommen, sondern auch ihr »Mental Load« ist überproportional gestiegen. »All dies führt dazu«, schreiben die Autorinnen, »dass sie im wahrsten Sinne des Wortes nicht den Kopf frei haben, um zu forschen und an ihren Publikationen zu arbeiten«.



Katharina Wrohlich:

»Nicht einmal ein Schock wie die Pandemie ändert etwas an den verfestigten Rollenmustern«



Text: TINA GROLL

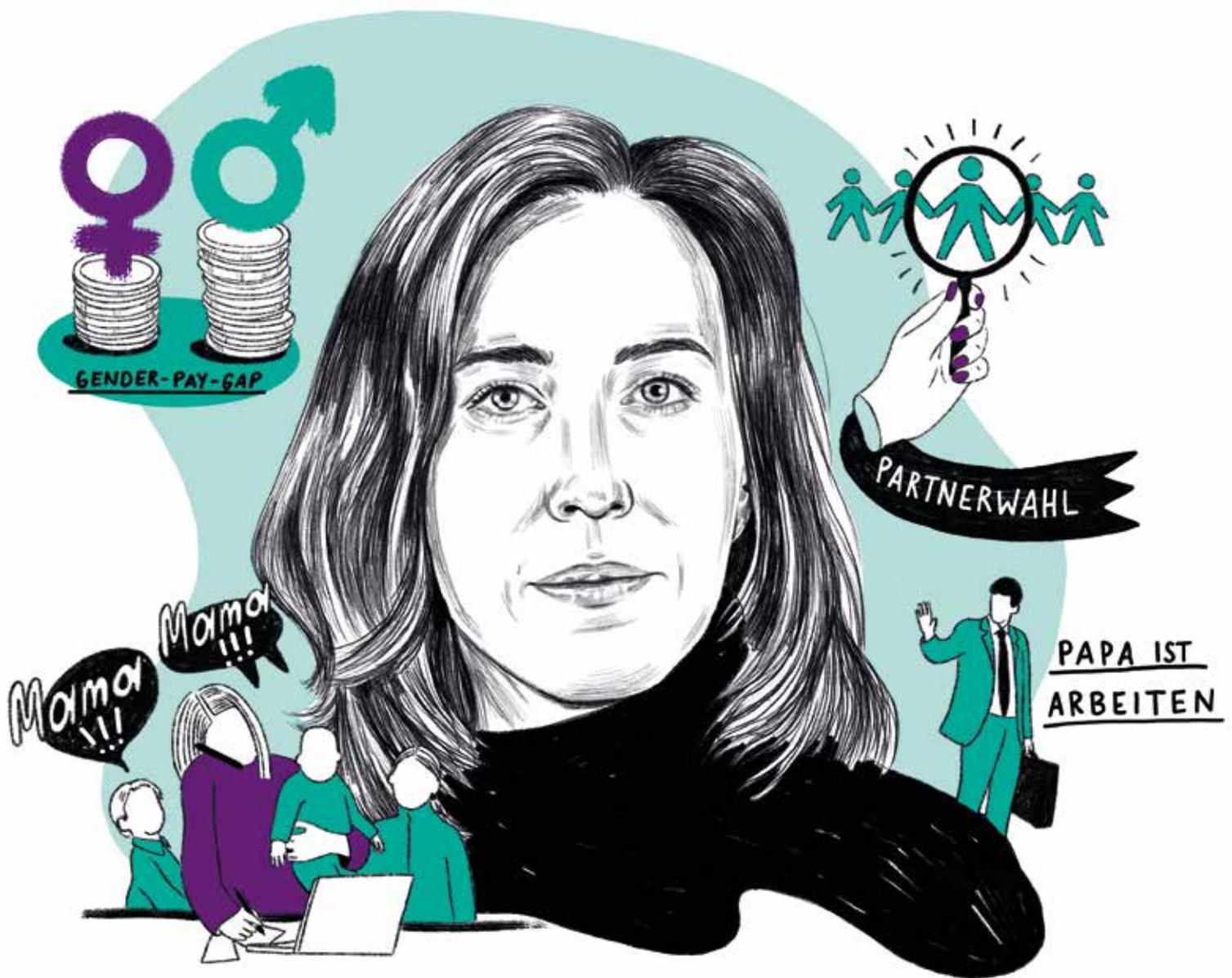
Illustration: SARAH MATUSZEWSKI



Die Coronapandemie war eine harte Zeit«, sagt Katharina Wrohlich. Die Ökonomin ist Mutter von drei Kindern im Alter zwischen 8 und 14 Jahren. In der Pandemie war die Professorin für Öffentliche Finanzen, Gender- und Familienökonomie an der Universität Potsdam und Leiterin der Forschungsgruppe Gender Economics am Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) in Berlin doppelt gefordert. Zuhause hatte sie alle drei Kinder im Homeschooling, zugleich wollte sie Forschungsergebnisse liefern. »Es gab unzählige Medienanfragen an das Institut«, erzählt Wrohlich, die seit 20 Jahren am DIW tätig ist und, nach ihrem VWL-Studium an der Universität Wien und an der Georgetown University in Washington, D.C., an der FU Berlin promovierte.

Ihr Mann übernahm – wie immer – die Hälfte der Carearbeit. Schon nach der Geburt des ersten Kindes war die Ökonomin nach dem Mutterschutz ins Institut zurückgekehrt. Das brachte ihr Respekt ein. Wrohlich weiß, wie anstrengend der Spagat zwischen Familie und Beruf ist. Die Pandemie sei für viele Eltern sehr fordernd gewesen, sagt die gebürtige Wienerin, deren Forschungsschwerpunkte die Evaluation von Familien-, Steuer- und Sozialpolitik sowie Analysen von Gender Gaps am Arbeitsmarkt sind.

Gerade hat sie einen Aufsatz mit Kolleg:innen veröffentlicht, in dem sie neue Daten zur Aufteilung der unbezahlten Arbeit während der Pandemie ausgewertet haben. »Im ersten Lockdown 2020 haben sowohl Frauen als auch Männer die Carearbeit zeitlich ausgeweitet. Die ohnehin schon ungleiche Aufteilung der Carearbeit hat sich dabei im ersten Lockdown noch etwas vergrößert. Im zweiten Pandemiejahr sind die Paare dann aber wieder weitgehend zu der Aufteilung zurückgekehrt, die sie vor Corona hatten«, sagt Wrohlich. Eine häufig vermutete Retraditionalisierung belegen die für die Studie verwendeten repräsentativen Daten aus einer Langzeitstudie daher nicht. »Andererseits findet sich auch kein Beleg dafür, dass das anfangs verstärkte Engagement der Männer von Dauer gewesen wäre.« Zwar stieg im Frühjahr 2020 der Anteil der Paare mit paritätischer Arbeitsteilung um wenige Prozentpunkte. »Doch im Winter 2020/21 hatte es sich wieder auf das alte Maß eingependelt«, so die Ökonomin. Und dieses Maß war schon immer von Ungleichheit geprägt: 59 Prozent der Paare mit kleinen Kindern lebten nämlich vor Corona eine recht traditionelle Rollenverteilung, bei der die Frau die meiste unbezahlte Sorgearbeit übernimmt und Teilzeit arbeitet. Bei 29 Prozent strebten die Partner:innen eine gleichberechtigte Aufteilung an, bei neun Prozent war ausschließlich die Frau zuständig und nur drei Prozent der Paare hatten die Rollen getauscht.



»Nicht einmal ein Schock wie die Pandemie ändert etwas an den verfestigten Rollenmustern«, fasst die 44-Jährige nüchtern zusammen. Ehegattensplitting, steuerliche Regelungen bei Minijobs und die beitragsfreie Familienversicherung machten den Mann als Hauptverdiener und die Frau als Nebenverdienerin für Paare ökonomisch am attraktivsten. »Die Faktoren für sich sind nicht so gravierend, aber zusammen führt es dazu, dass Paare bei einer anderen Aufteilung finanzielle Nachteile haben«, sagt Wrohlich und verweist auf den komparativen Kostenvorteil. Schon bei Berufseinstieg gibt es zwischen Männern und Frauen einen Gender-Pay-Gap. Der Grund: Männer wählen meist besser bezahlte Berufe, verhandeln ein höheres Gehalt und streben öfter Führungsposi-

sitionen an, da sie sich als Hauptverdiener sehen. Eine Rolle spielen eben auch die soziale Norm, die ebenso die Partnerwahl präge. Der Mann ist im Schnitt etwas älter als die Frau, hat auch daher oft das höhere Gehalt. »Das Zuverdienerinnenmodell ist das gesellschaftliche Leitbild«, sagt Wrohlich. »Und da sich an den fiskal- und familienpolitischen Rahmenbedingungen in der Pandemie nichts geändert hat, gab es in der Pandemie auch keine Änderung bei der geschlechtsspezifischen Arbeitsaufteilung.« Überdrüssig ist sie des Themas trotzdem nicht. In den letzten 20 Jahren habe es viele Fortschritte gegeben. Noch nie sei das Interesse an genderspezifischer ökonomischer Forschung so groß gewesen. Das stimmt sie optimistisch.



Miriam Beblo:

»Wenn man von der sozialen Norm abweicht, entstehen psychologische Kosten.«



Text: TINA GROLL

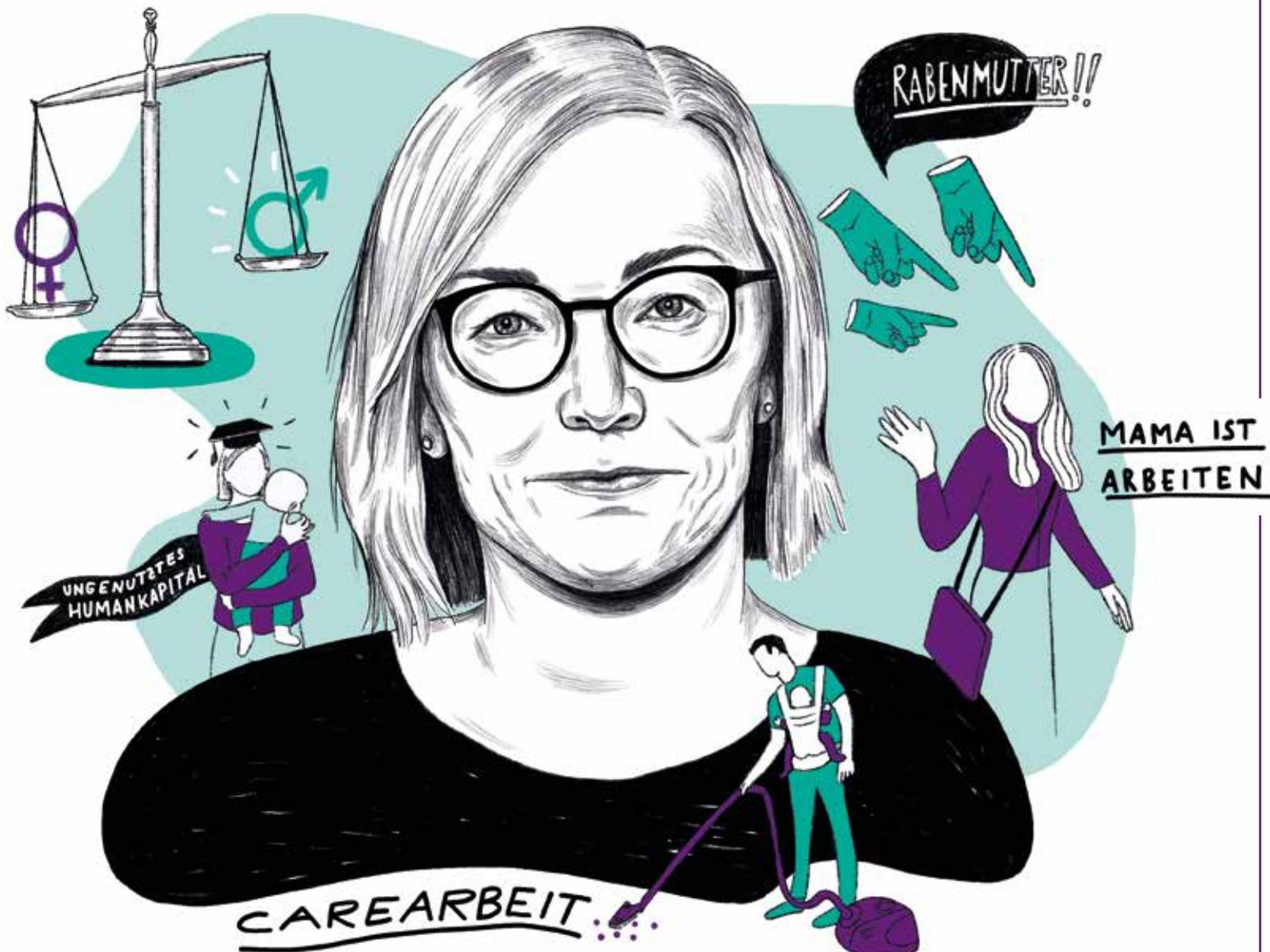
Illustration: SARAH MATUSZEWSKI



Die Coronakrise hat die Ungleichheit freigelegt«, sagt Miriam Beblo. Die Professorin für Volkswirtschaftslehre am Fachbereich Sozialökonomie der Universität Hamburg forscht seit vielen Jahren zu den Themen Arbeit, Familie, Gender und Migration. Der Mikroökonomin liegt der praktische Nutzen ihrer Forschung am Herzen. Während der Pandemie hat sie viele Untersuchungen analysiert. Ihr Fazit: »Der anfängliche Alarmismus über eine mögliche Retraditionalisierung hat sich nicht bewahrheitet, aber weitergekommen sind wir bei der Gleichberechtigung auch nicht.« Bemerkenswert findet die 52-jährige Familienökonomin dennoch, dass es einen kleinen Fortschritt bei Paaren gab, die sonst keine Pionierrolle innehaben: »Bei Paaren, wo die Frau für einen systemrelevanten Job aus dem Haus gehen musste, haben oft Männer die meiste Sorgearbeit übernommen.« Durch die Schließung der öffentlichen Betreuungsinfrastruktur durch Kitas und Ganztagschulen sei sichtbar geworden, dass traditionelle Arrangements immer noch von der Mehrheit der Familien gelebt werden. Beblo ist wichtig, dass die Politik Erkenntnisse der VWL nutzt. Wie wichtig das ist, weiß Beblo auch, weil sie selbst an vielen Stellen ihrer Laufbahn Erfahrung mit wissenschaftsbasierter Politikberatung gesammelt hat, etwa als Forscherin am Zentrum für Europäische Wirtschaftsforschung (ZEW) in Mannheim oder im wissenschaftlichen Beirat für Fa-

milienfragen des Bundesfamilienministeriums. Für die Ökonomin steht außer Frage, dass die Politik die Rahmenbedingungen verändern muss, die das Modell eines Hauptnährers und einer Zuverdienerin attraktiv machen. »Dass die neue Regierung mit der Erhöhung der Zuverdienstgrenzen Minijobs quasi ausgeweitet hat, ist volkswirtschaftlicher Unsinn«, sagt sie. Mädchen haben bessere Noten als Jungen, mehr Frauen machen Abitur und gleich viele Männer wie Frauen beginnen ein Studium. Und dennoch ziehen sich teuer ausgebildete Frauen mit der Familiengründung vom Arbeitsmarkt für unbezahlte Arbeit zurück. »Wir lassen damit einen großen Teil des Humankapitals ungenutzt«, so Beblo.

Die Frage, wie viel diese unbezahlte Arbeit eigentlich wert ist und warum sie nicht in der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung auftaucht, habe sie im Studium für die Genderperspektive sensibilisiert. Als Studentin entdeckte sie auch die Mikroökonomie. Damit konnte sie Geschlechteraspekte in der Ökonomie untersuchen. »Wir dürfen bei geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung nicht nur rein finanzielle Anreize im Blick haben. Es gibt auch andere Kosten, die man mit der Identitätsökonomie erklären kann«, sagt Beblo. Denn selbst Frauen, die mehr verdienen als ihr Partner, übernehmen oft das Gros der Sorgearbeit. »Müttern wird diese Aufgabe einfach zugeschrieben. Sie sind etwa in Schule und Kita die



erste Ansprechperson«, sagt die Ökonomin. »Wenn man aber von der sozialen Norm abweicht, dann entstehen psychologische Kosten.« Sprich: Aus Angst davor, die »Rabenmutter« zu sein, übernehmen selbst Frauen als Haupternährerin dann noch die Hauptlast der Sorgearbeit. Miriam Beblo wünscht sich, dass solche Ansätze stärker in den Fokus rücken.

Als Mikroökonomin ist sie auch davon überzeugt, dass Peer-Effekte von einzelnen Beispielen ausgehen können. Daher engagiert sie sich in der Jury des German Equal

Pay Awards, der Unternehmen für fortschrittliches Engagement auszeichnet. Als Mutter einer Teenagerin hofft sie, dass ihr Kind einmal andere Rahmenbedingungen vorfinden wird. Ein Ansatz: Im jüngsten Gleichstellungsbericht, an dem die Hamburgerin mitgeschrieben hat, ist der Vorschlag von zusätzlichen Partnermonaten beim Elterngeld enthalten, die nicht parallel genommen werden dürfen. Warum? »Wir beobachten oft, dass es sonst bei der traditionellen Arbeitsteilung bleibt, wenn der Mann seine Elternzeit zeitgleich mit der Frau nimmt.«



Nicole Fuchs-Schündeln:

»Langfristig könnte das Bruttoinlandsprodukt zwei bis drei Prozent geringer ausfallen.«



Text: TINA GROLL

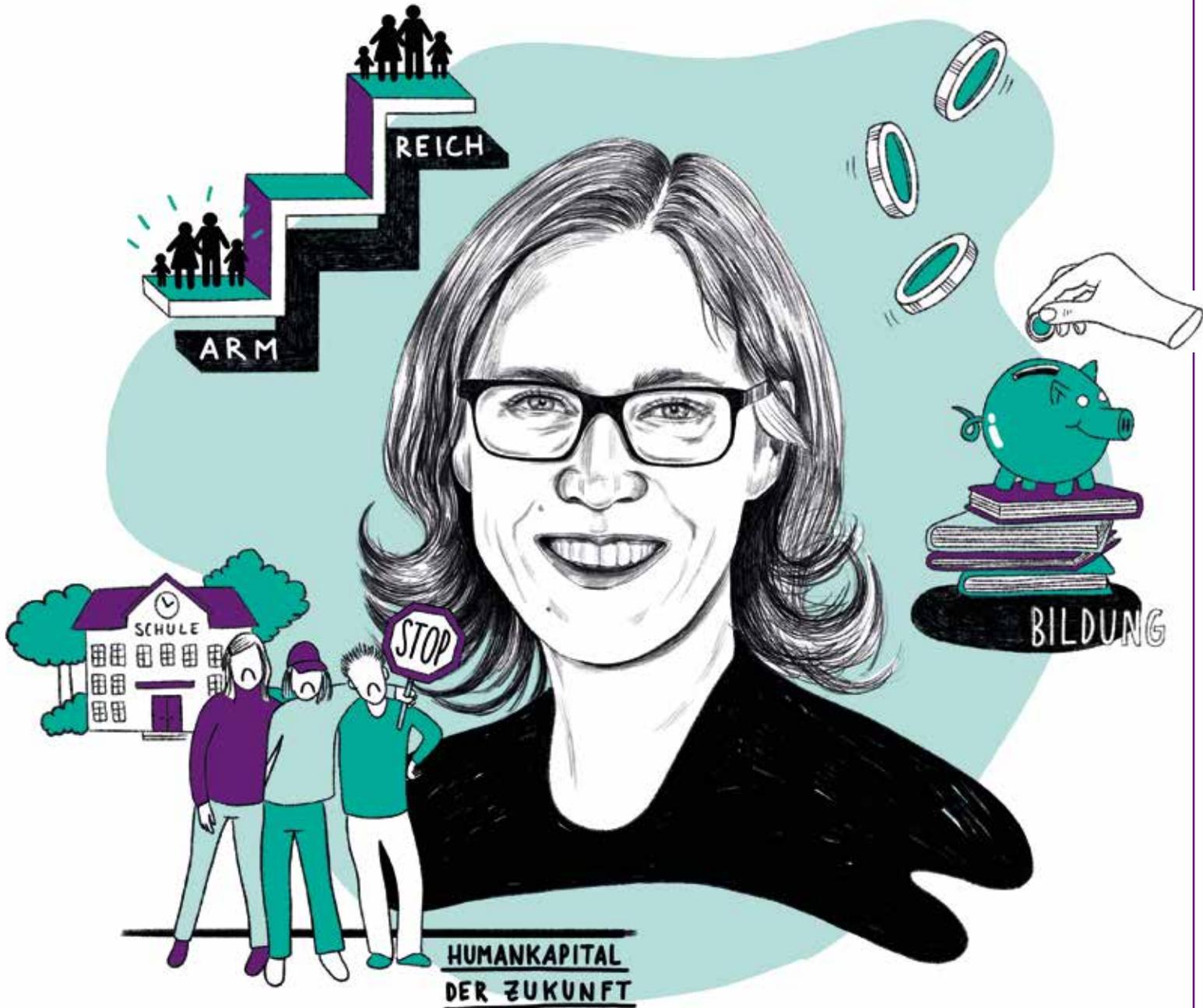
Illustration: SARAH MATUSZEWSKI

Sie hat die langfristigen Folgen der Coronapandemie für die Volkswirtschaft im Blick: Nicola Fuchs-Schündeln, Professorin für Makroökonomie an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main, hat zu den Auswirkungen der Schulschließungen in der Pandemie geforscht. »Der Fokus lag viel zu stark auf den direkt und sofort anfallenden Kosten, dabei gibt es ökonomische Kosten, die erst viel später auftreten«, sagt die 50-jährige Ökonomin. Fuchs-Schündeln, die Assistenzprofessorin an der Harvard University sowie Gastprofessorin an der Stanford University war und an der Yale-University über das Sparverhalten der Deutschen während der Wiedervereinigung promovierte, hat Daten aus den USA und Deutschland miteinander verglichen. In den Vereinigten Staaten fiel 55 Prozent des Präsenzunterrichts pandemiebedingt aus. In Deutschland waren es 45 Prozent. Das ist zwar etwas mehr Schulzeit in Präsenz, Deutschland ist damit im europäischen Vergleich aber Schlusslicht.

Während dieser Zeit stieg die Bedeutung der Eltern für die Bildung. Einerseits übernahmen sie mehr Betreuung, andererseits waren sie auch ökonomisch gefragt: Denn wer es sich leisten konnte, investierte während der Schulschließungen noch mehr in die Bildung der Kinder

als üblich. Diese Investitionen haben die soziale Spreizung vergrößert und könnten sich auch volkswirtschaftlich noch über Jahrzehnte auswirken, ist die Ökonomin überzeugt. In einer Modellrechnung kommt sie auf zukünftige Einkommenseinbußen für die betroffenen Kinder und Jugendlichen von 1,3 bis 1,7 Prozent – pro Jahr. »Und das summiert sich. Denn Bildungsverluste treffen das Humankapital einer Volkswirtschaft. Langfristig könnte das Bruttoinlandsprodukt zwei bis drei Prozent geringer ausfallen«, sagt Fuchs-Schündeln. Die Kosten der Schulschließungen hätten also eine ähnliche Größenordnung wie der Einbruch des BIP während der Pandemie. Hinzukommt, dass Deutschland vor allem die Abschlussjahrgänge bei der Öffnung bevorzugte, weil sie zuerst wieder in Präsenz unterrichtet wurden. »Aber Bildung baut sich auf. Die Entscheidung, die Älteren zu bevorzugen, die mit Schließungen am besten umgehen können, hat die Bildungsrückstände bei den Jüngeren wahrscheinlich vergrößert«, sagt die Ökonomin.

Sie wünscht sich, dass Politik stärker auch die Potenziale von Menschen in den Blick nimmt, denn auch das betrifft das Humankapital in einer Volkswirtschaft. Würde sich hier der Fokus ändern, könnte dies vielleicht dazu beitragen, die Kosten der Ungleichheit bei der Arbeitsteilung



zwischen Männern und Frauen zu mindern. Aber genau das führt dazu, dass viele gut ausgebildete Frauen dann auch nicht im vollen Umfang der Volkswirtschaft zur Verfügung stehen. Effekte hat dies auch für die Ökonomie: Laut Fuchs-Schündeln hätten sich zu Beginn der Pandemie früh Indikatoren gezeigt, dass junge Ökonominen die wissenschaftliche Karriere zurückgestellt haben –

Fuchs-Schündeln vermutet, weil sie Carearbeit verrichten mussten. Dabei liegt der Frauenanteil unter den Professor:innen in den Wirtschaftswissenschaften bei lediglich 15 Prozent. Eine Quote – für die Ökonomin immer nur die zweite Wahl – könnte dies vielleicht ändern. Sie selbst findet Vorbilder wichtig, die als Role-Model taugen, so wie sie selbst für ihre Studentinnen.